

gefunden und einige davon wieder verloren. In meiner Küche stand ein alter CD-Player mit ziemlich schwachen Boxen, über den wir trotzdem viele CDs gehört haben, und mit einem Kabel konnten wir unser Handy anschließen. Tagsüber hörten wir Alt-J und schauten aus dem diesigen Fenster, an dem wahrscheinlich heute noch das Wachs der Kerzen klebt, die in den alten grünen Flaschen steckten, in einen Kölner Innenhof und in andere Kölner Wohnungen, in denen einsame oder zweisame Menschen saßen und rauchten und redeten. Nachts tranken wir den Schnaps meines Mitbewohners und hörten die Pet Shop Boys und Moderat oder Arcade Fire, so lange, bis wir betrunken aus der Haustür

fielen und hinein in die Nacht, die uns aufsaugte wie in einen Strudel aus Licht, Nacht, Nähe und Einsamkeit. Ich habe mich verliebt und schmerzhaft wieder entliebt, ich habe Herzen gebrochen und selbst mein Herz so oft strapaziert, an allen Enden und Ecken gezerzt und gezurrt, nur um am Ende pathetisch zu seufzen: At least I'm alive! Den Schmerz, ich fühle ihn wenigstens. Ich bin in der Lage, ihn zu fühlen.

Ich habe an der Uni Kurse besucht und mich immer fehl am Platz gefühlt zwischen den klug schwafelnden Germanistinnen und Germanisten in Bonn. In den Pausen habe ich mit meinen Freundinnen und Freunden Kaffee getrunken und auf Bäume geschaut, wir

haben uns mit Laub beworfen und es kurz darauf albern gefunden, wir haben geredet und geredet und geredet – über die Welt, wie wir sie aus unserem kleinen, begrenzten Sichtfenster heraus sahen, über die Welt, wie sie sein würde, und über die Welt, wie sie war. Wir fühlten uns lost und zugleich so lebendig, es war eine Zeit, in der wir nachdenklich waren, ohne echte Probleme zu kennen. Irgendwann verging sie.

Vorgezeichnet für uns alle waren Lebenswege. Die einen sollten erfolgreich sein, sollten einen super Master machen, sollten ihren Berufsweg schnell finden. Die anderen sollten schwimmen, zweifeln, verzweifeln und irgendwie weitermachen. Wir hatten

Jahre damit verbracht, darüber zu reden, wie es immer gewesen war und wie wir es auf keinen Fall haben wollten: Heiraten? Ein Haus bauen? Bloß nicht!

Dabei hielt ich, solange ich denken konnte, Ausschau nach einem Gegenüber, das mir genau die überromantisierten Vorstellungen einer monogamen Beziehung erfüllen würde. Dass ich eines Tages Kinder bekommen würde – ich habe es keine Sekunde lang angezweifelt. Für uns alle war das eigentlich klar: Es war ein »Eines Tages ...«. Eines Tages würden wir Kinder bekommen, vermutlich in einer monogamen Zweierbeziehung. So viel wussten wir dann doch.

Ich verliebte mich. Nicht Hals über Kopf,

aber dann doch so, dass es heftig war, kein heftiger Schmerz, sondern heftiges Gefühl, wir wussten beide schnell, dass wir jetzt dieses Gegenüber gefunden hatten. Ich weiß es noch heute.

Und das »Eines Tages ...«, es ist heute eben gar nicht mehr fern. Ich bin einunddreißig Jahre alt, seit fast sieben Jahren in einer stabilen Beziehung, ich habe einen Job, der mir Spaß macht, ein Hobby, das ich liebe, und eine nette Wohnung in meiner liebsten Stadt. Ich habe ein Zuhause. Doch jetzt, wo es so weit wäre, beginne ich, den für mich nie infrage gestellten Lebensweg, diese vorgezeichnete Biografie (von wem eigentlich – und wieso?) kritisch zu beäugen. Heiraten, ich weiß ja nicht. Und